

ETELA FARKASOVA

WENN WILDGÄNSE ZIEHEN

Die Stellung, in der sie nach einiger Zeit von einem Schwindel erfaßt wird; sie darf den Kopf nicht schneller bewegen, vor ihren Augen tanzen jedes mal leuchtende Punkte, scharf blinkend auf dem schwarzen Hintergrund, trotzdem widersteht sie nicht den Geräuschen von oben, noch unklar, aber mit jeder Sekunde näher und bestimmter. Schließlich schaut sie hinauf, gleichzeitig muß sie das beinahe verlorene Gleichgewicht wiederfinden, mit der Handfläche stützt sie sich an der feuchten, von der Sonne erwärmten Erde, sie liebt diese Berührung besonders, die warme, feuchte Erde erinnert an ein Lebewesen, denkt sie: ein weicher, gemütlicher Körper der Urmutter, auf die immer Verlaß war. Sie zuckt zusammen, wird unsicher, woher kommt in diesem Moment der Gedanke an die ewige Urmutter und überhaupt: wo nehmen wir die Worte her, und inwieweit sind es wirklich meine eigenen Worte, inwieweit spreche ich mit den Worten und sehe in Bildern, ganze Netze von Bildern, die vor mir andere geschaffen haben; hat es heutzutage noch einen Sinn, sich um eigene Worte zu bemühen, um eigene Bilder; kann so etwas noch existieren?

Die Geräusche über ihr werden immer stärker, als ob sie sie von der Himmelshöhe ansprechen möchten, als ob sie sie ansprechen möchten inmitten dieses herbstlichen Gartens. Noch immer gebückt, mit ausgestreckten, in der Erde vergrabenen Händen, heftet sie ihren Blick dorthin, wo sie sie ahnt, man sieht sie noch nicht, zumindest sie nicht. Mit ihren fünf Dioptrien ist sie nicht imstande, auf dem blaugrauen Hintergrund konkrete Vögelkörper zu erkennen, obwohl die Stimmen immer deutlicher werden, immer erkennbarer. Das Gewicht überträgt sie vom rechten Bein auf das linke, bei dem fast unmerklichen Schritt, den sie dabei tut, spürt sie in den Fingern ein scharfes Stechen, ein Dorn, den sie nicht bemerkt hatte, bohrt sich durch ihre Hand. Vorsichtig streckt sie sich, putzt die Hände ab, über den Handrücken der einen rinnt ein dünnes rotes Bächlein zu den Fingern der anderen Hand, sie steht zwischen den Rosen, in der Mitte eines langen Beetes mit Rosensträuchern, das war das Erste, was sie zusammen mit V. geplant, nachdem sie diesen Garten gekauft hatten: entlang des ganzen Hanges Rosen zu setzen, Nottinghams, Eifels, Amadeus', aber doch am meisten die Eifels, von der Hütte bis hinunter zum See. Rote, gelbe, weiße, violette.

Hinter dem Zaun gräbt der Nachbar alte Erdbeerpflanzen aus, zu spät, die von drüben machen alles später, vielleicht aus Bequemlichkeit, vielleicht aus irgendeiner Gleichgültigkeit der Zeit gegenüber, aus Müdigkeit oder aus Resignation vor irgendwelchen Terminverpflichtungen (vielleicht haben sie schon erkannt, daß sie der Mensch nie absolut erfüllen kann, daß er sich von ihnen nicht versklaven lassen soll); auf seine charakteristische, halbmatte Art deutet er zum Himmel, aber gleich darauf beugt er sich zum Spaten hinunter, nur zwischendurch ruft er in Richtung seines Hauses, wo auf der Bank seine Frau sitzt, langsam, als ob er einen Satz in einzelne Teile schneiden würde: setz Kaffee auf, hörst du, du könntest endlich den Kaffee aufsetzen.

Sie kennt die Nachbarn gut, sie weiß, daß von der Sitzbank keine Antwort kommt, ein etwas eigenartiges Paar, beide zwischen sechzig und siebzig, gedrungen, rund, langsam in den Bewegungen und auch in der Sprache, man hört sie selten miteinander reden; die Art des Gesprächs, bei dem der andere das Gefühl haben kann, daß der Partner schwerhörig sei, nicht hören will, gibt dem Gehörten keinen Sinn, weil das, was notwendig war, schon längst gesagt worden ist, vielleicht auch gehört. Der Nachbar ruft noch einmal, langsam, langsam und viel zu leise, vergiß den Kaffee nicht, und ohne die Antwort der Frau abzuwarten, wahrscheinlich hat sie ihn ohnedies nicht gehört, setzt er die Arbeit fort: der Spaten bohrt sich rhythmisch in die Erde hinein, hie und da klirrt er an der Zaunmetallstange, am Stein, in der Erde, in ihr.

Die Geräusche über ihr gewinnen so an Stärke, daß sie unwillkürlich den Kopf zum Himmel dreht, jetzt hat sie sie gesehen, fast sah es so aus, als ob der ganze Himmel in Bewegung wäre, Gänse, vielleicht Schwäne, im Unterschied zu ihren Kindern kennt sie sich in der Zoologie nicht gut aus, aber den Stimmen nach doch Wildgänse, ganz weit in der Erinnerung taucht ein Märchen auf, ein Mensch, ein Vogel und wieder ein Mensch von dreifachen Opfern erlöst; muß man wirklich für jede Veränderung bezahlen, für jede Wiederkehr, gewöhnlich mit dem Teuersten?

Ihre Sinne sind jetzt ganz gegen den Himmel gerichtet, die Augen, die Ohren, sogar auch die Nase, als ob ein neuer, eigenartiger Duft in sie steigen würde: vielleicht ein bißchen der Geruch von brennendem Kleinholz, von Rauch, aber vor allem der Duft der Ferne, sie atmet tief durch, ihre Geruchs-

zellen erinnern sich noch daran, so etwa stellte sie sich in der Kindheit den Duft vor, der etwas ungeheuer Entferntes begleitet, beinah Unerreichbares und deshalb Lockendes, Anziehendes. Unwillkürlich denkt sie an das Gedicht einer berühmten chinesischen Dichterin, das sie unlängst in die Hände bekam, aus ihren Worten strömte etwas Ähnliches: der Kontrast der Unbeweglichkeit, die Bindung zum festen Punkt, der fesselt und gleichzeitig ein inständiges Rufen der Ferne; Steuerung hinter das Gesehene, Erlebte, Erkannte.

Wenn Wildgänse gegen den Süden ziehen,

erhoffe ich, daß mein Schrei mit ihnen fliegt!

Wenn Wildgänse vom Süden ziehen,

erhoffe ich, das Geräusch der Heimat zu hören.

Sehr, sehr hoch fliegen sie,

ohne das Weinen meiner Flöte zu hören...

Ich empfinde eine erschreckende Leere in meiner Seele.

Das verwelkte Gemüt...

Zu dem Gedicht, in dem Cchaj Wen-Tji vor achtzehn Jahrhunderten das Leiden der Frauen und ihre dramatischen Schicksale beschrieb, kehrte sie alle paar Tage zurück, gänzlich unwichtig sind die Unterschiede im Raum geworden, in der Zeit und auch im Schicksal, ein konkretes Ereignis ist nicht das Wichtigste, etwas aus dem altertümlichen China trat auch in ihr Zimmer im Hochhaus ein, es setzte sich auf den Schreibtisch, schlüpfte in ihre Füllfeder, berührte ihr Auge. Die Verwandtschaft der Gefühle und Worte, ein leicht verwirrendes Gefühl, das die Dichterin auch für sie beschrieb, für sie und all die anderen, die einmal voll Verzauberung ihre Blicke zum Himmel mit den Zugvögeln erheben werden; braucht man noch Versuche für Variationen zu dem gleichen Thema? (und wieder die Frage der Sprache als eine der Möglichkeiten des Seins; die Sprache wie eine Fessel, Geben und Nehmen, wie eine immer wiederkehrende Staffel). Vielleicht waren diese Verse in gewissem Sinne die Vorahnung ihrer eigenen Erfahrung, Vorahnung des heutigen Spätnachmittags, ihres Himmels mit ziehenden Vögeln.

Der Himmel in Bewegung: mit Staunen beobachtet sie die fest geschlossenen Formationen, die regelmäßige Dreiecke bilden, unerwartet, wie auf Befehl in eine andere Form wechselnd, in eine nicht weniger strenge Geschlossenheit, nur ein paar Vögel fliegen außerhalb dieser gemeinsamen, geometrischen Form, sie halten sich bei einer der hinteren Spitzen des Dreiecks, aber auch die bilden eine regelmäßige, kleinere Formation. Die Veränderung des Winkels, den die Vögel vorhin bildeten, passierte mehrmals hintereinander so schnell, daß sie nicht einmal die einzelnen Phasen erkennen konnte, wenn sie sich auf den einen Teil des Dreiecks konzentrierte, entging ihr die Neuformierung in anderen Teilen.

Wenn Wildgänse gegen Süden ziehen

erhoffe ich, daß mein Schrei mit ihnen fliegt, schrieb die Dichterin, ja, jetzt spricht sie es endlich aus, auch ihre Sehnsüchte sollen mitfliegen, ihre Träume mitschweben, in denen wir unsere Endlichkeit zu überschreiten und zu der Transzendenz zu gelangen versuchen. Wann sah sie zuletzt mit solchem Staunen auf den Vogelhimmel: voriges Jahr, vor zwei Jahren, noch früher, sie erinnert sich nicht, aber in den letzten Jahren war es wahrscheinlich selten, sie versank in ihrer Arbeit, ließ sich von ihr vereinnahmen, von früh bis spät, neue Ziele und neue Vorhaben wurden schneller geboren als sie die alten erfüllen konnte, sie dachte vielleicht, sie könnte jemanden mit ihren Texten helfen, daß sie mit ihnen etwas auf der Welt, bei den anderen, verändern könnte; falls sie etwas bewirkte, dann nur bei sich selbst, sie prüfte die Grenzen der eigenen Möglichkeiten, auch mit diesen Texten schritt sie sie ab: die Grenzen, die sie schließlich akzeptieren mußte.

So daß der Himmel mit Vögeln besät:

mit ziehenden.

Sich den Zugang zu den klaren Umrissen der verstaubten Erinnerung bahnend, runzelt sie die Stirn: als ob ein Schatten sie streifen würde, sie schreiten irgendwohin zusammen, die Mutter erzählt etwas, sie will sie von etwas überzeugen, ihr die Wahrheit ihrer eigenen Erfahrung aufzwingen, sie protestiert, sieht die Sache aus eigener Perspektive, leidenschaftlich bringt sie Gegenargumente, auf einmal bleiben beide stehen, betroffen vom Rascheln der Dichte der Flügel, das Gefühl der Überraschung, der Notwendigkeit zu bleiben, sie erinnert sich daran, aber worüber sie damals gesprochen haben, um welche Wahrheiten war es damals gegangen? Und dann noch ein Himmel, in eine entferntere Zeit getaucht, die Erinnerung kann man nur schwer den unteren Schichten des Gedächtnisses entreißen, eigentlich ist es nur eine Erinnerung an die Erinnerung, unzählige Male von Eltern nacherzählt, erinnerst du dich, beginnen die Sätze, sie sprachen sie an, erinnerst du dich an den Drachen deines Großvaters? Sie reibt sich die Handfläche, sie brennt weniger wegen der vertrockneten Erde als vielmehr in der Erinnerung an den Spagat, an dessen anderem Ende ein unglaublich schöner, in seiner Größe und Farbenpracht auffälliger Drache in der Luft schwebte, alle Kinder aus der Gasse hatten sie um ihn beneidet, Drache, das war die Spezialität des Großvaters, der bei ihnen seinen Lebensabend bis zu seinem Neunzigsten verbrachte, nach mehreren Gehirnschlägen ans Bett gefesselt, bewegungsunfähig und in seinem Leiden ungeheuer tapfer (einer von den Sätzen der nacherzählten Erinnerung); solche Drache, wie er sie fertigte, hatte niemand in der Gegend.

Die Vögel füllten jetzt den Raum in der Mitte des Himmels, sie streuten sich darauf wie riesige schwarze Körner, sie beobachtet sie mit nach hinten geneigtem Kopf, die Spitze des Dreiecks (inzwischen ist ihr klar geworden, daß es sich um ein gleichschenkliges Dreieck handelt), befindet sich direkt über ihr, eine imaginäre Linie, vertikal von ihren Augen gezogen, verbindet sie, eine der möglichen Verbindungen zwischen dem Himmel und der Erde, eine eigenwillige Kathedrale: wenn sich der Vogel, der an der Spitze der regelmäßigen Formation fliegt, in diesem Augenblick entlang der erdachten Linie fallen ließe, müßte er gerade bei ihren Füßen ankommen, ihre Schultern streifen, die Wangen streicheln, ihr Gesicht berühren, sie war davon überzeugt, brauchte diese Überzeugung, um eine Beziehung von ihrem Körper zu dieser sich auf dem Himmel bewegend Formation zu untermauern, ins Ungewisse schwindend, lockend ihr zu folgen, stark lockend; nur Einklang finden mit dem Himmel und mit alledem, was mit ihm zusammenhängt, zumindest mit dem geometrischen Einklang (Sehr, sehr hoch fliegen sie, ohne das Weinen meiner Flöte zu hören...).

Mit unverwandtem Blick sieht sie der Schar der abfliegenden Vögel nach, betrachtet die ständig sich verändernden Blautöne des Himmels, als ob sie durch die Umrisse der regelmäßigen Formation in die nächste Erinnerung eintauchen würde, als ob sie selbst schon oben, als ob sie ein Teil der fliegenden Schar wäre. Vielleicht sind dies nicht nur die Reste der instinktiven Erinnerung aus der prähistorischen, vormenschlichen Zeit, obwohl sie weiß, wie in einem die Erinnerung des Stammes funktioniert, sie denkt nach, und wieder fließt sie mit ihrem Blick in die davonfliegende Geschlossenheit. Mit den Pupillen wiederholt sie jede Veränderung, die über ihr geschieht, erst nach einer guten Weile beginnt sie den Sinn ihrer eigenartigen Erinnerung an die Flugerfahrung zu verstehen, in dem Vogelndreieck erkannte sie plötzlich etwas von sich selbst, ihre eigene Sehnsucht, ihre Träume, von Vorsicht zuge deckt, von Jahren, Enttäuschungen und vielem mehr. In diesem Augenblick versteht sie, daß sie selbst seit der Kindheit ihre Sehnsüchte in Vogelformationen legte, Jahr für Jahr, Herbst für Herbst, als ob etwas zu Ende ginge, schwinden würde und in einem nur das Bedauern des Unerfüllten und Schwindenden bleibt, das erstemal vielleicht schon damals, als sie mit dem Großvater zur Ziegenwiese schritt, um einen riesigen Drachen auszuprobieren und vielleicht ein paar Jahre später, an dem frühen Abend, als sie versuchte, ihr erstes Gedicht zu verfassen, es war ein ungeheures Gefühl, auf dem Papier ihre eigenen Worte zu sehen, damals glaubte sie, daß die Worte in Wirklichkeit nur ihr gehörten, nur ihr allein, damals glaubte sie, daß so etwas möglich war. Und dann in der Zeit, als sie sich zum erstenmal in einen Schulfreund aus der fünften Klasse verliebte, er hat es nie erfahren, oder noch später, als sie schon V. kannte, und als sie ein gemeinsames Kind erwarteten, als aus ihnen ein vierblättriges Kleeblatt wurde und dann noch später, nur in den allerletzten Jahren hatte sie die Zugvögel irgendwie vergessen. Am nächsten fühlte sie sich ihnen in der Kindheit verbunden, in der Zeit zwischen der Kindheit und der Jugend, genauso sah sie den Scharen der Zugvögel nach und von Sehnsucht übermannt, identifizierte sie sich mit dem sich bewegend Himmel, mit dem Fließen, dessen letzten Bestimmungspunkt sie nicht kannte, sie konnte ihn nur ahnen, vorläufig entwich er ihr, er verschwand und floß in die Unendlichkeit über, in die Unlösbarkeit jeder Zukunft. Und manchmal stellte sie sich vor, daß sie selbst den Ort wechselte, sie malte sich im Geiste ihr in anderen Dimensionen, in anderen Koordinaten ausgelagertes Leben und dachte darüber nach, ob in diesen neuen Koordinaten ihr Leben ganz anders verlaufen würde, besser, klüger, vernünftiger; der sich bewegend Himmel reg-

te ihre Phantasie an, sie wechselte ihre Gestalt, zumindest in ihren Vorstellungen und Träumen kehrte sie in die Scharen der Zugvögel zurück.

Sie kann beinahe ihren Augen nicht glauben, das Dreieck, das sie bis dahin beobachtete, wechselt in die Mitte des Himmels, steuert zum Wald, dort verliert sie es aus den Augen, sie sieht es nicht wegen der hohen Wipfel der Bäume, doch bevor es ganz den Rand des hellblauen Himmels erreicht, nimmt ein anderes seinen Platz ein, ein haargenau gleiches, das sie bis jetzt gar nicht bemerkt hatte, in ihr Blickfeld treten zwei neue Vogelformationen, der Himmel erinnert an ein riesiges Schulheft mit Hausaufgaben für Geometrie, wo die Dreiecke mit großer Geschwindigkeit die Winkel ändern, die Seiten sich verlängern, verkürzen, noch nie vorher war ihr die Kompliziertheit der Vögelmanöver so bewußt, mit Wehmut begleitet sie die erste Schar hinter den Horizont, nur langsam beginnt sie sich in die Existenz der nächsten einzuleben, mit unglaublicher Wehmut.

Sie gewöhnt es sich nicht an, ihr Leben als mißglückt zu bezeichnen, sie hat kein Recht dazu, natürlich, die Grenzen des Glücks, der Zufriedenheit sind sehr vage, veränderlich und relativ; sie bereut nichts davon, was sie erlebte oder tat, obwohl andererseits, manchmal bedauert sie, was sie nicht erlebt und nicht getan hat, sollte sie ihr Leben als mißglückt betrachten, wäre es ungerecht, die Kinder, interessante Arbeit, ist das zu wenig, für so manchen wäre es sicher genug. Nur sich selbst nicht bemitleiden, nicht jammern, nicht einmal weinen im Verborgenen, in sich selbst, nur nicht ihren eigenen unerfüllten Sehnsüchten größere Bedeutung beimessen, als ihnen zusteht, aber sie könnte es eigentlich auch umgekehrt sagen: auch den anderen nicht, auch denen braucht man nicht mehr Bedeutung beimessen nur deswegen, weil sie erfüllt worden sind. Und dennoch: Sehnsüchte als das meist Bestimmende: ich bin, so lange ich mich nach irgend etwas sehne, so lange ich fähig bin zu träumen. Jede Sehnsucht, die ich durchlebe, ist ein kleiner Teil von mir, vielleicht ist es gar nicht so wichtig, ob sie sich erfüllt, vielleicht ist das das Wichtigste, gerade die Spannung zwischen dem Lebenden und dem Imaginären, zwischen der Realität und dem Traum, immer ein bißchen abseits der eigenen Wirklichkeit zu sein: in ihr und gleichzeitig daneben.

Die Vögel am Himmel werden nicht weniger, im Gegenteil, es ist unglaublich, wieviele sie auf einmal geworden sind, so viele, sie reibt sich ihr Kreuz ohne auf die schmutzigen Hände zu achten, sie berührt das schmerzende Rückgrat, dreht einige Male den steifen Hals so heftig, daß es ihr jetzt vorkommt, als ob der Himmel eine komplizierte Doppelbewegung macht, als ob er als ganzer, mit all den fliegenden Vogeldreiecken, um seine eigene Achse rotieren würde. Sie kann nicht genug davon bekommen, trotz des Stechens im Kreuz und des ungewöhnlichen Schwindelgefühls breitet sich Freude in ihr aus, als ob sie in der Bewegung des Himmels mit den Zugvögeln etwas halb Vergessenes finden würde, sie berührte in sich ihre eigene Ferne, etwas, was sie längst für tot, für nicht existent gehalten hatte, woran sie aufgehört hatte sich zu erinnern. Als ob sie sich durch diese Berührung gegen die als eine Einbahnstraße konzipierte Zeit auflehnt, als ob sie durch die Entfernung heimkehrt, obwohl es keine gewöhnliche Rückkehr ist, eine einfache Wiederholung dessen, was einmal war, sie genießt das neu gewonnene Gefühl, kostet es aus, mit dem Blick immer noch nach oben.

Es reißt sie erst nach einer geraumen Zeit aus der Erstarrung, als der Nachbar geräuschvoll den Spaten wegwirft, er hat keinen Kaffee bekommen, und jetzt geht er ihn selbst kochen: für sich und für seine Frau, er zeigt nicht seinen Ärger und die Enttäuschung, er hat gelernt, Unmögliches nicht zu verlangen, vielleicht haben auch in ihm die Vogelscharen etwas geweckt, und vielleicht treibt ihn wirklich nur die Lust auf einen Kaffee. Bevor er sich in Bewegung setzt, beschreibt er mit der Hand einen Halbbogen, schaut hinauf, sagt leise, sie sind aber viele geworden, wenn sie so scharenweise fliegen, kommt bald der Winter.

Gewöhnt, keine Antworten zu bekommen, schaut er nicht in den Nachbarsgarten, egal, ob sie ihn hört oder nicht; sie stehen unweit von einander, nur der Zaun trennt sie und ein paar schütterer, regennasser Himbeersträucher.

Wir werden es hier so bald wie nur möglich in Ordnung bringen müssen, vor dem ersten Frost, sie sagt es genauso leise und will augenblicklich mit der Arbeit fortfahren, doch das eigenartige kitzlige Schaudern, das sie vorhin ergriff, wiederholt sich und ist überraschenderweise so intensiv, daß sie nicht widersteht und noch einmal ihren Blick zum Himmel richtet.

Wenn Wildgänse ziehen, denkt sie berührt von ihrem eigenen, neugewonnenen Gefühl; ihre Hände sind bereit zu arbeiten, sie steht, gespalten zwischen der Welt der Wirklichkeit und des Traums, sie

beobachtet eine weitere Schar, die sich über ihrem Kopf befindet und gerade ein Veränderungsmanöver durchführt, um den Flug zum Waldrand fortzusetzen und aus ihrem Blickfeld zu verschwinden.

Jetzt sind oben nur zwei Dreiecke geblieben, sie durchsucht den Himmel mit Genauigkeit und Wehmut, aber weitere Vogelgruppen entdeckt sie nicht. Wenn Wildgänse ziehen, wiederholt sie im Geiste, und zumindest die letzten zwei verabschiedet sie mit dem Blick auf den weiten Weg, an den sie einmal im Spätherbst, am frühen Abend, Jahre später, nach langer Zeit, zumindest einen Augenblick lang denken wird, daß er (obwohl in andere Wege integriert) auch ihr eigener Weg gewesen war.

Übersetzung aus dem Slowakischen: Zdenka Becker

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 62/63 1999,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>